



Kämpfer für den Frieden

Es gibt einen anderen Weg! Von Feinden, die zu Partnern wurden. Teil 1

In der Nichtregierungsorganisation »Combatants for Peace« setzen sich Israelis und Palästinenser, die früher mit einer Waffe in der Hand gekämpft haben, gewaltfrei für ein Ende der Besatzung und Frieden im Nahen Osten ein. Am 27. Oktober sprachen zwei Friedensaktivisten, der Israeli Rotem Levin und der Palästinenser Osama Iliwat, im Berliner Missionswerk über entscheidende Kehrtwenden in ihrem Leben.

Von **Henrik Weinhold**

Alle Teilnehmenden waren spürbar nervös. Der durch nichts zu entschuldigende Terror der Hamas in Israel am 7. Oktober und der israelische Militärschlag gegen Gaza warfen ihre Schatten auf die Veranstaltung mit den Combatants

for Peace in Berlin. Im Vordergrund deren Friedens- und Bildungsarbeit stehen »personal stories«, die Lebensgeschichten der Friedensaktivistinnen und -aktivisten mit den Werten und Sichtweisen, die die unterschiedlichen Lebensabschnitte prägen.

**Solidaritätsdemonstration
der Combatants for Peace
mit Menschen aus den
South Hebron Hills.**

Rotem Levi fängt an, von seinem Leben zu erzählen. Äußerlich hat er alles Soldatische abgelegt, er wirkt eher zurückhaltend und ist sichtlich tief erschüttert von der Situation in seiner Heimat.

»Wir leben in schweren Zeiten«, beginnt er, »was am 7. Oktober geschah, war furchtbar. Die Familien der Geiseln und diejenigen, die Familienangehörige verloren haben, leiden sehr. Unsere Familien und Freunde sind sehr verängstigt, niemand fühlt sich sicher ...«

Levin blickt zurück auf seine Jugendzeit. Die habe er sehr unbeschwert und ohne jede Berührung mit Gewalt in einem israelischen Dorf nicht weit von Tel Aviv verbracht. Palästinenserinnen und Palästinenser habe er nur als Haushaltshilfen oder Hilfsarbeiter kennengelernt: »die Frau, die in unserem Haus geputzt hat, der Mann, der das Auto meines Vaters repariert hat«. Diese Beschäftigungsverhältnisse von Palästinensern in Israel, die mit Arbeitserlaubnissen aus der Westbank oder Gaza kommen, beschreibt er als mehr als prekär. Auch in den Schulen gab es keine Begegnungen zwischen israelischen Juden und Palästinensern, da beide Bevölkerungsgruppen getrennt voneinander unterrichtet werden.

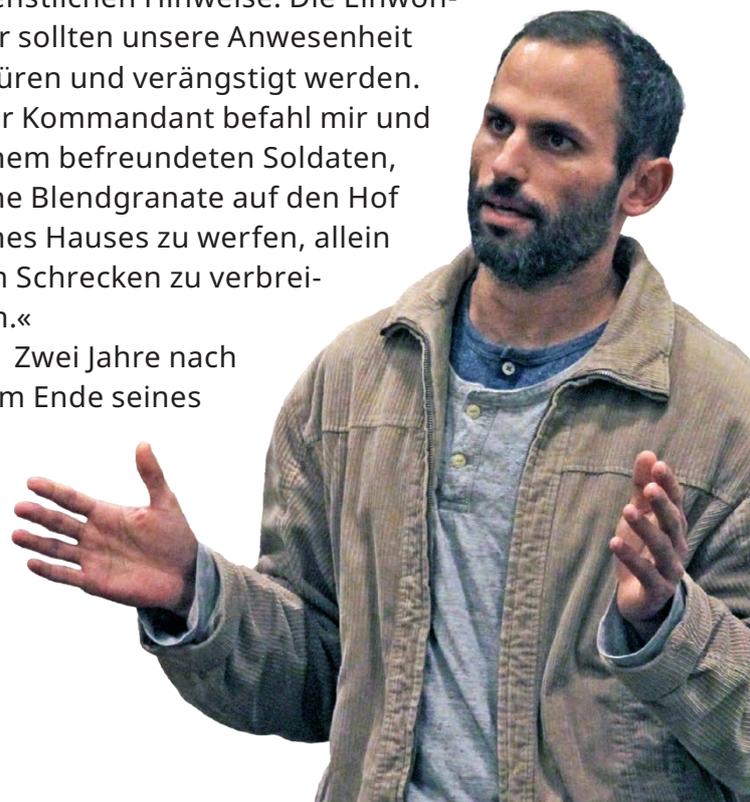
Mit 17 Jahren endete für Levin die unbeschwerte Jugend. Während einer staatlich organisierten Reise zu den Konzentrationslagern in Polen lernte er »niemals zu vergessen, was die Deutschen uns antaten« und Schlüsse aus der Geschichte seines Volkes auf die Gegenwart zu ziehen: »Wenn wir uns nicht selbst beschützen, werden die Palästinenser uns das gleiche antun.« Dieses Bedrohungsgefühl werde dadurch verstärkt, das Ju-

den zu Palästinensern in der Regel keine persönlichen Berührungspunkte haben und nichts über die deren Geschichte, einschließlich der Nakba (»Katastrophe« – Vertreibung von etwa 750.000 Palästinensern 1947–49) wissen.

Während der Zweiten Intifada (2000–2005) wirkten die Bombenanschläge palästinensischer Attentäter sehr stark auf ihn: »Ich hatte Angst, in Busse einzusteigen, und wenn ich jemanden Arabisch sprechen hörte, habe ich den Bus gleich beim nächsten Halt verlassen«.

Seinen Militärdienst begann Levin bei der Luftwaffe, aber er musste sie nach einem Jahr verlassen. »Wenn das nicht geschehen wäre, würde ich heute vielleicht Gaza bombardieren.« Der Wechsel in eine Aufklärungskompanie führte ihn auch ins Westjordanland. Er beschreibt, wie seine Einheit bewusst die palästinensische Bevölkerung im Dorf Tekoa eingeschüchert hat: »Wir wurden mitten in der Nacht zu einem Dorf gebracht. Es gab keinen richtigen Grund dafür, keine geheimdienstlichen Hinweise. Die Einwohner sollten unsere Anwesenheit spüren und verängstigt werden. Der Kommandant befahl mir und einem befreundeten Soldaten, eine Blendgranate auf den Hof eines Hauses zu werfen, allein um Schrecken zu verbreiten.«

Zwei Jahre nach dem Ende seines



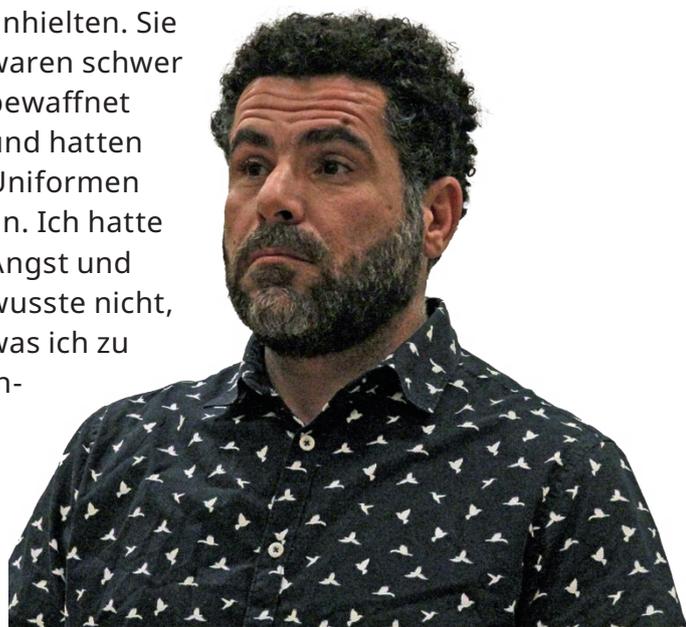
Militärdienstes schloss sich Levin einem Freund an, der ein jüdisch-palästinensisches Dialogseminar in Deutschland besuchen wollte. »Es hat mein Leben verändert«, fasst er seine Erfahrungen zusammen, »zum ersten Mal in meinem Leben traf ich Palästinenser von Angesicht zu Angesicht ... Es war das erste Mal, dass ich von den (palästinensischen) Flüchtlingen hörte; und es war das erste Mal, dass ich in die Augen der Palästinenser blickte und sie weinen sah.« Das führte Rotem Levin dazu, sich den Combatants for Peace anzuschließen und Friedensaktivist zu werden. Die Begegnung mit Beduinen als Patienten während seines Medizinstudiums brachte ihn dazu, intensiv die arabische Sprache zu lernen. Das gab ihm die Möglichkeit »die Palästinenser auf einer tieferen Ebene kennenzulernen«. Heute habe er viele enge palästinensische Freunde, die er als neue »Familie« bezeichnet. Je näher er sie und ihren Schmerz kennengelernt habe, desto klarer habe er die Ungerechtigkeit in Israel/Palästina erkannt, etwa die großen Chancenungleichheiten von Jüdinnen und Juden auf der einen und Palästinenserinnen und Palästinensern auf der anderen Seite, die anhaltende Verdrängung und Vertreibung von Palästinensern aus ihrer Heimat sowie die untragbaren Lebensbedingungen in Gaza.

In der Diskussion nach dem Vortrag wurde anknüpfend an die Schilderung der Besuche von KZ-Gedenkstätten – sowohl von Levin als auch von Iliwat – die Frage nach der Erinnerungskultur aufgeworfen. Levin bemerkte dazu, dass sich Israel ganz auf das Gedenken des Holocausts konzentriere und Spuren des palästinensischen Erbes in Israel verwischt. Zum Beispiel seien die Gelände von palästinensischen Dörfern, die 1948 zerstört wurden, so mit Bäumen bepflanzt wor-

den, dass man überhaupt keine Überreste mehr sieht. In israelischen Städten mit heute gemischter, jüdisch-palästinensischer Bevölkerung wie Jaffa oder Haifa erinnern Denkmäler ausschließlich an die »Befreiung« von 1948. Während des Unabhängigkeitskrieges wurden aber viele Palästinenser aus diesen Städten vertrieben. Seitdem lebt jüdische Bevölkerung in ihren Häusern.

Auch im Schulunterricht werde das palästinensische Erbe nicht angesprochen: »Man findet in unseren Schulbüchern kein einziges Wort über die palästinensische Geschichte.«

Osama Iliwat erzählt seine Lebensgeschichte sehr detailliert und bildhaft. Er »würzt« sie mit Anekdoten und ironischen Bemerkungen. Als Kind wuchs er in Jerusalem auf, seine Familie wurde 1948 aus einem palästinensischen Dorf zwischen Tel Aviv und Jerusalem vertrieben. Aber auch die neue Heimat in Jerusalem verlor die Familie: Ende der 80er Jahre zog sein Vater nach Jericho, um dort zu arbeiten. Dadurch verlor er sein Aufenthaltsrecht in Jerusalem; nach einem israelischen Gesetz verlieren Araber, die in Jerusalem wohnen, nach einer drei- bis fünfjährigen Abwesenheit das Recht dort zu wohnen. Osama musste im Alter von zehn Jahren nach Jericho ziehen. Er erzählt: »Ich war mit dem Fahrrad auf dem Weg zu meiner Schule, als mich Soldaten anhielten. Sie waren schwer bewaffnet und hatten Uniformen an. Ich hatte Angst und wusste nicht, was ich zu ih-





»Wir sind sicher, dass Gewaltfreiheit zu gesellschaftlichen Veränderungen führt«, sagen die Combatants for Peace.

delt. An diesem Tag habe ich beschlossen, wen ich in Zukunft als Feind ansehen werde, und ich wollte mich rächen.«

Osamas erster Akt des Widerstands war, bewaffnet mit einer Spraydose,

nen sagen sollte, weil sie nicht meine Sprache sprechen, obwohl sie mein Leben kontrollieren. Danach ging ich weinend und verängstigt nach Hause und fragte meine Mutter, wer diese Soldaten sind.« Vor dieser Begegnung habe er nie etwas Schlechtes über Juden gehört. Nun antwortete ihm seine Mutter: »Das waren Juden«. »Wir haben als Palästinenser das Problem, dass wir sie nicht die israelischen Soldaten nennen, sondern die Juden« kommentiert er aus heutiger Sicht diese Bemerkung seiner Mutter, »das war der erste Eindruck von Juden in meinem Leben ... Ich bin mit viel Angst vor den Juden aufgewachsen.« Der Einsatz von Tränengas sei allgegenwärtig gewesen. »Wir mussten als Kinder in unseren Betten ohne Licht und mit einer halben Zwiebel unter dem Kissen schlafen, weil das gegen das Tränengas helfen sollte. Die Soldaten kamen und klopfen an die Türen jedes einzelnen Hauses ... Jedes Mal, wenn sie an die Tür klopfen, hatten wir Angst, umarmten uns und weinten.« Eine Nacht grub sich tief in seine Erinnerung ein: »Einmal sprengten sie die Tür und drangen ins Haus ein. Ich sah, wie sie meinen Vater mitnahmen und vor unseren Augen verprügelten, mein Held, der mich vor diesem Leben schützen sollte, wurde vor meinen Augen verprügelt und misshan-

ein Free-Palestine-Graffiti. Es folgte das Hissen einer aus T-Shirt-Stoff leidlich zusammengenähten Palästina-Flagge an einem Baum nahe seiner Schule. Vier Tagen danach wurde er zum ersten Mal verhaftet. Auf zwei Tage Einzelhaft folgte ein fünfstündiger Gefangenentransport in Handschellen und mit verbundenen Augen. Im Gefängnis angekommen, erfuhr er von einem Mithäftling, dass er sechs Monate Administrativhaft verbüßen müsse. Osama Iliwat erklärt: »Administrativhaft bedeutet, dass jeder (israelische) Kommandeur einen Palästinenser ohne Gerichtsverfahren ins Gefängnis stecken kann, für eine Dauer von einem Tag bis zu drei Jahren. Sie sagen dir normalerweise nicht, wie lange du inhaftiert wirst.« Die Wirkung auf den Häftling: »Ich habe im israelischen Gefängnis alles Schlechte über die Juden gelernt ... Es ist ein Ort, der in uns mehr und mehr Hass hervorbringt.«

In der nächsten Ausgabe unserer Zeitschrift erfahren Sie, wie Osama Iliwat den Hass überwinden konnte und zu einem Kämpfer für den Frieden wurde.